



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinrich Heine und die Kleinen von den Seinen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anzuführen. Die „Kirche,“ ein „protestantisches Sonntagsblatt,“ knüpft in einer ihrer vorjährigen Nummern an die Mitteilung über eine zu Gießen abgehaltne Gerichtsverhandlung, in der dreizehn Gymnastasten wegen Diebstahls zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, die Frage: „Wie ist etwas derartiges möglich? Was sind das für Erziehungsfrüchte?“ und erteilt dann auf diese Frage selbst die Antwort: „Das ist es eben, daß viele unsrer heutigen Schulen zwar viel unterrichten, aber zu wenig erziehen. Hier mangelt die christliche Liebe, die nicht nur gelehrte und »gebildete,« sondern vor allem sittlichreine und glückliche Menschen erziehen will.“ Das ist uns aus der Seele gesprochen!



Heinrich Heine und die Kleinen von den Seinen



ären die Grenzboten nicht, wie es ihr Beruf mit sich bringt, anspruchslöse Leute, so könnten sie dann und wann eine hohe Meinung von ihrem Einfluß bekommen. So in einem Falle neuesten Datums. Ganz kürzlich haben wir gewissen Zeitungen nahegelegt, sie möchten sich als Organe des Judentums bekennen, und schon geht uns eine Nummer eines „führenden“ Blattes jener Art zu, deren Inhalt zu verraten scheint, daß die Redaktion einsieht, wie berechtigt jenes Ansinnen war. Den Hauptinhalt bildet nämlich 1. der Leitartikel: ein langes Wehegeschrei über eine dem Andenken eines Juden verweigerte Huldigung. Über diese Leistung sprechen wir nachher. 2. ein Feuilleton, überschrieben „Ein rundes Leben.“ Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Leben des österreichischen Geschichtsforschers Arneth und beginnt: „Wie in der Wüste die vielen Kameelgerippe auf die Irrwege einer Karawane hinweisen, so deuten die vielen gestürzten Ministerien auf die verfehlten Bahnen Österreichs.“ Später „stürmt Ranke ins Staatsarchiv, klein, verwachsen, mit einem riesigen Haupt und grauem Haarwald, ein Hofzweig der Geschichtsregentin Kllo.“ Und am Schlusse heißt es: „An der Wirtstafel in Nürnberg fragte Albrecht Dürer die Kunstgenossen, welches Ding das einfachste und dennoch das schwierigste sei und sich sogleich probiren lasse? Während sie hin und her rieten, ergrieff er eine Kreide und zog mit freier Hand einen Kreis auf die dunkle Tischplatte. Nun untersuchten die Genossen diesen Kreis mit dem Zirkel und fanden ihn tadellos richtig. Ein so rundes Leben gleich Dürers Kreide ohne Falsch und Fehl liegt hier vor uns ausgebreitet.“ Quod erat demonstrandum. Der Verfasser, vermutlich derselbe ausgezeichnete Stilist, der einmal Herrn von

Arnetz mit einem Grönlandfahrer verglich, der durch Ausgießen seines Thrans die stürmischen Wellen glättete, nennt sich nur mit seinen Anfangsbuchstaben. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß es einzig ein Jögling der Talmudschule zu solcher Höhe der Geistreichigkeit zu bringen vermag. Das Wort Geistreichigkeit ist nicht schön, doch wissen wir kein bezeichnenderes für die krankhafte Sucht, durch Verschrobenes, Verrenktes und unpassende Gleichnisse dem Leser ein Ah! des Staunens auszupressen.

3. folgt nach Mitteilungen von allgemeinerem Interesse „Antifemitisches aus dem Altertum.“ In Lykien ist eine Tafel mit einer Beschwerde des Volkes von Pamphilien und Lykien über die durch Duldung der Christen bewirkte Schädigung der den Göttern schuldigen Verehrung und mit dem die Bittsteller belobenden kaiserlichen Reskripte aufgefunden worden. Dazu hat Professor Theodor Mommsen nachstehende Ruganwendung gemacht. „Die Antifemiten — Christus war ja auch ein Semit — hatten es also vor anderthalb Jahrtausenden weiter gebracht, als ihre heutigen Gefinnungsgeoffen. Unfre offenbaren Antifemiten haben bis jetzt noch nicht erreicht, daß ihre Petitionen um Semitenheze von Regierung wegen in jeder kleinen Landstadt angeschlagen werden, und die hochgestellten Kryptoantifemiten, die eigentlichen Schuldigen, stehen nicht minder weit zurück hinter der Leistung des Kaisers Maximinus. Einen Fortschritt der Kultur auf diesem Gebiete wird der Menschenfreund also gern registriren.“ Herr Mommsen ist bekanntlich, leider etwas spät, zu der Einsicht gelangt, daß ihm auf dem Boden der Politik keine Lorbeern grünen. Aber wenn die geliebten Juden in Frage kommen, gestattet er sich gern einen Rückfall, und es ist nur auffallend, daß er die Gelegenheit nicht benutzt hat, auch den verhaßten Landbebauern einen Hieb zu versetzen. So wären denn die Christenverfolgungen, die bisher nur von den Ultramontanen zitiert wurden, glücklich auch zu einem Rüstzeug der Philosemiten geworden. In seinem Eifer hat der Gelehrte nur zwei kleine Unterschiede übersehen. Die Christen wurden verfolgt, weil sie nicht an die alten Götter glaubten, während den heutigen Juden niemand verbieten will, zum Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs zu beten. Und die Christen waren arm, konnten weder Zeitungen noch Aktiengesellschaften gründen, noch Geld für Wahlzwecke spenden, noch die Regel: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ in der jetzt vielfach üblichen Weise befolgen.

Nun aber der Leitartikel! Die Weigerung der Stadtverordneten von Düsseldorf, einen Platz für ein Denkmal Heines zu bewilligen, hat den Verfasser außer Rand und Band gebracht, und er sprudelt Schimpfwörter in einer Fülle aus, daß Börsenjobber, die einander in die Haare und Bärte geraten, beschämt die Segel streichen können. Zu den edelsten Gütern eines freien Volks gehört, wie männiglich bekannt, das Vorrecht der Presse, zu lästern, zu verunglimpfen, zu verdächtigen, so weit es die brutalen Strafgesetze nur irgend

ermöglichen. Aber Heine die Reverenz versagen, der mit Rothschild und Sir Moses Montefiore zu den großen Propheten gehört, das ist „eine Schmach für alles, was der deutsche Genius einst ruhmvoll hervorgebracht hat,“ das „heftet dem deutschen Volke einen unaustilgbaren Makel an,“ das ist „Entartung“ u. s. f. Denn Heine ist „der berühmteste Sohn Düsseldorfs.“ Armer Peter Cornelius! Aber es geschieht dir ganz Recht, weshalb mußtest du von Ariern abstammen? Heine „wurde im Exil von der Sehnsucht nach der deutschen Heimat verzehrt.“ Merkwürdig, in das „Exil“ war er freiwillig gegangen, weil ihm, wie so vielen Juden, nur in Paris wohl war, und als er zu Anfang der vierziger Jahre Deutschland die Ehre eines Besuches erwies, legte ihm keiner etwas in den Weg; er hätte also seine Sehnsucht recht gut befriedigen können.

Wir kennen den Wortlaut des Beschlusses der Düsseldorfer Stadtverordneten nicht, wissen nicht, ob überhaupt das Judentum Heines als Grund angegeben worden ist, ob man keinen Platz hatte für den Juden oder für den Sudent. Sollte das letztere der Fall sein, so könnte kein Deutscher dagegen etwas einwenden. Denn die Zeit ist glücklicherweise vorüber, wo es die Deutschen kizelte, wenn der Pensionär des Königs der Franzosen alles Deutsche schmähte, und sie es demütig hinnahmen, daß der „Hellene“ aus Palästina sie Nazarener und Menschenfeind schimpfte. Wenn es den Juden unangenehm ist, daß man Heine als charakterlosen, verlotterten Menschen kennt, so mögen sie dafür weniger „die Pamphlete eines Julian Schmidt und eines Treitschke mit ihren elenden Argumenten“ verantwortlich machen, als seine Stammesgenossen und Bewunderer, die alle seine Briefe, jeden Papierfetzen aus seinem Nachlaß ans Licht gezogen haben. So frech er war, er hätte sich wohl gehütet, alle die Bekenntnisse einer unsaubern Seele zu veröffentlichen.

Daß Heine der talentvollste von den in deutscher Sprache dichtenden Juden ist, kann unbedingt zugegeben werden, aber weiter braucht man nicht zu gehen. Sollte jedem Dichter, der einmal der Liebling seiner Zeit war, ein Standbild errichtet werden, wo wollte man den Platz dazu hernehmen? Auch Höltz ist vergessen und war mehr als er, wenn er auch keinen Witiz hatte. Die Juden halten allerdings Heines Schriften für unsterbliche Werke. „Schafft sie fort, wenn ihr könnt, aus dem nationalen Geisteschatze des deutschen Volkes, die Lieder Heines, die Reisebilder, das Wintermärchen und den Atta Troll, verschüttet, wenn ihr könnt, die Melodien, zu welchen die besten deutschen Tonsetzer durch Heines Verse begeistert worden sind, entfernt aus der deutschen Sprache die leuchtenden Spuren, welche in derselben (!) die Prosa Heinrich Heines hinterlassen hat!“ Darauf ist zu antworten, daß die meisten dieser Forderungen zu spät kommen. Denn wer kümmert sich noch um die Mehrzahl der genannten Erzeugnisse? Was die Lyrik anlangt, hat Xanthippos

unwiderleglich Heine als den geschäftsgewandten Nachtreter Brentanos und Eichendorffs gezeigt; fortleben werden allerdings durch die Melodien zahlreiche Gedichte von ihm, wie noch viel unbedeutendere, zu denen z. B. Franz Schubert in Ermangelung von Bessern gegriffen hat; aber für gesucht saloppe Reimereien von erlognen „großen Schmerzen“ hat die Gegenwart gottlob keine Empfänglichkeit mehr, und den „leuchtenden Spuren“ seiner Prosa begegnet man höchstens noch in witzelnden Feuilletons. Und von Thaten zu reden, die Heine an der Spitze des jungen Deutschlands für das — deutsche Bürgertum verrichtet haben soll, ist ein solcher Unsinn, daß jedes Wort darüber zuviel wäre. Die tüchtigen Leute aus jener Schriftstellergruppe haben in reifern Jahren ganz andre Wege eingeschlagen, als ihr angeblicher Führer.

Die Herren ärgern sich über den Düsseldorfer Beschluß: das ist ihr Recht. Sie bereiten durch ihre Wutausbrüche wahrscheinlich dem „antisemitischen Pöbel, Janhagel, Gefindel“ u. s. w. helle Freude: das ist sehr menschenfreundlich von ihnen. Aber um zweierlei möchten wir sie bitten, erstens, sich keine Sorgen um die Ehre der deutschen Nation zu machen, und zweitens, den übrigens schon abgenutzten Kniff der Verkoppelung Heines mit Lessing endlich ruhen zu lassen. Lessing und Heine! Bedürfte es noch eines Beweises, daß diese Sorte von Juden unfähig ist, sich in den deutschen Geist hineinzudenken, so würde ihn diese Nebeneinanderstellung „erbringen.“



Die Reichstagsverhandlungen über den Zukunftsstaat



ie fünftägige Debatte über den Zukunftsstaat im Reichstage gehört unstreitig zu den bemerkenswertesten Zeichen der Zeit. Es liegt uns fern, über sie spotten und sie als unfruchtbares Gerede bezeichnen zu wollen, obwohl nichts weiter dabei herausgekommen ist und herauskommen konnte, als was man von vornherein wußte, daß nämlich am Ende jede Partei, ohne von der andern überzeugt worden zu sein, genau auf dem Punkte stand, wie vorher, und jede behauptete, die andre im Ringen der Geister zu Boden geworfen zu haben. Nein, wir wissen die Bedeutung derartiger Geisteskämpfe wohl zu würdigen, und wir erkennen mit Freuden in ihnen den tiefen und fruchtbaren Geist unsers deutschen Volkes, das die menschlichen Dinge von jeher ernster und gründlicher erfaßt hat, als irgend ein andres Volk. Dieser scheinbar so ganz theoretische Kampf giebt uns die sichere Zuversicht, daß das Volk, das der Welt den Segen der